



Die Mythen der Freihandelslehre

Hans-Peter Büttner

Zitation: Büttner, Hans-Peter (2016): Die Mythen der Freihandelslehre, in: Kritiknetz - Zeitschrift für Kritische Theorie der Gesellschaft

© 2016 bei www.kritiknetz.de, Hrsg. Heinz Gess, ISSN 1866-4105

1. Für Vertreter der volkswirtschaftlichen Freihandelslehre ist es ausgemacht, dass ein freier Handel allen zu Gute kommt, denn bei einem freien Austausch der Waren könne sich jedes Land auf die Produkte spezialisieren, die es am besten und kostengünstigsten herstellen kann. Durch diese Spezialisierung werde der effizienteste Umgang mit den eigenen Ressourcen und dadurch wiederum eine optimale Position auf dem Weltmarkt, wo Ressourcenverschwendung durch Konzentration auf vergleichsweise weniger ertragreiche Produktionsprozesse sich in sinkender Außenkaufkraft ausdrücke, gewährleistet. Die Wirtschaftswissenschaften kennen diese Theorie der Außenwirtschaft als Theorem des „komparativen Kostenvorteils“. Es wurde in seiner im Kern bis heute gültigen Form von dem englischen Nationalökonom **David Ricardo (1772-1823)** formuliert und sagt aus, dass sich die internationale Arbeitsteilung über die arbeitsteilige Spezialisierung im Rahmen relativer Kostenvorteile bzw. -nachteile einzelner Produktionsstandorte herausbildet. Auch moderne Lehrbücher – z.B. „Economics“ von N. Gregory Mankiw und Mark P. Taylor,¹ „Wirtschaft wirklich verstehen“ von dem der Österreichischen Schule der Nationalökonomie nahestehenden Ökonomen Rahim Taghizadegan² oder auch das Standardwerk „Soziologie“ (Band 3: Soziales Handeln) von Hartmut Esser³ – führen zur Veranschaulichung dieses Theorems sog. „Robinsonaden“ an, mit Robinson Crusoe und seinem Mitbewohner Freitag als beispielhaften Tauschpartnern auf ihrer Insel. Diese Robinsonaden gelten als dem Erkenntnisgegenstand angemessene Parabeln, die auch bei Übertragung auf größere, volkswirtschaftliche Zusammenhänge ihre grundlegende Gültigkeit behalten. David Ricardos klassisches Veranschaulichungsbeispiel für dieses Theorem ist ein fiktiver Handel zwischen England und Portugal mit Wein und Tuch. Selbst wenn Portugal beide Waren absolut günstiger herstellen könnte als England wäre es, so Ricardo, für Portugal sinnvoll, mit England zu tauschen, weil es in der Weinherstellung vergleichsweise (also „komparativ“) effizienter arbeitet als in der Tuchherstellung und somit durch den Weinexport englisches Tuch erwerben und England sich wiederum auf Tuchexport und Weinimport spezialisieren kann. Wenn also das von der Sonne ver-

¹ N. Gregory Mankiw/Mark P. Taylor (2006): Economics, S. 53.

² Rahim Taghizadegan (2011): Wirtschaft wirklich verstehen. Einführung in die Österreichische Schule der Nationalökonomie, S. 46.

³ Hartmut Esser (2000): Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 3: Soziales Handeln, S. 126.

wöhnte Portugal in einer Arbeitsstunde 10 Meter Tuch und 100 Flaschen Wein herstellen kann und England in einer Arbeitsstunde 5 Meter Tuch und 10 Flaschen Wein, wird sich Portugal ganz auf Wein spezialisieren und England ganz auf Tuch, denn Portugal ist bei Wein 10 mal produktiver als England und bei Tuch nur doppelt so produktiv.

Es ist nun leicht zu zeigen, dass die gesamte produzierte Menge und damit der aggregierte – und somit verteilungsunabhängige! – Wohlstand bei gleichem Arbeitseinsatz in beiden Ländern steigt, wenn durch diese Spezialisierung auf vergleichsweise effizientere Produkte weniger effiziente Produktionsprozesse zurückgefahren werden. Ricardo sah hierdurch den klaren Beweis erbracht, dass „dieses Verfolgen des individuellen Nutzens wunderbar mit der allgemeinen Wohlfahrt verbunden ist“.⁴ Bis heute ist dieses Theorem – freilich in verfeinerter Version z.B. in Gestalt des sog. „Heckscher-Ohlin-Theorems“ – das Rückgrat der Freihandelslehre.

2. So alt wie dieses Theorem ist freilich auch die Kritik an ihm. Das Problem liegt hierbei vor allem in den auf den ersten Blick nicht sichtbaren Hintergrundannahmen, welche diesem Modell eine Scheinplausibilität geben. Wir müssen also betrachten, welche zentralen Voraussetzungen in die Modellkonstruktion der Standard-Theorie des Freihandels eingehen. Erst wenn dies geleistet ist, kann das Theorem der „komparativen Kostenvorteile“ auf seine wissenschaftliche Tragfähigkeit hin beurteilt werden.

Eine bemerkenswerte und leider bis heute kaum zur Kenntnis genommene Kritik an der Freihandelslehre hat bereits **Karl Marx (1818-1883)** geübt. Er hat zunächst die Frage aufgeworfen, ob Ricardo überhaupt in seinem Theorem die Grundstruktur eines marktwirtschaftlich-kapitalistischen Wirtschaftssystems korrekt berücksichtigt. In seinem großen, dogmengeschichtlichen Werk „Theorien über den Mehrwert“ (herausgegeben von Karl Kautsky nach Marx' Tod) schreibt Marx nämlich, dass Ricardo „die bürgerliche Produktion in bloße Produktion für den Gebrauchswert verwandelt, was eine sehr schöne Ansicht einer durch den Tauschwert beherrschten Produktionsweise ist. Die spezifische Form des bürgerlichen Reichtums betrachtet er nur als etwas Formelles, ihren Inhalt nicht Ergreifendes“.⁵ Was Marx hier der traditionellen Freihandelslehre vorwirft ist also, dass sie die besondere Art und Weise, wie in kapitalistischen Ökonomien produziert wird ignoriert und durch ihre Auffassung grundlegender ökonomischer Kategorien eine verklärende, verzerrte „schöne Ansicht“ wirtschaftlicher Zusammenhänge entwirft. In Wirklichkeit aber kann moderner Handel nur betrieben werden, wenn die zu handelnden Güter einen Tauschwert zugewiesen bekommen, also einen in Geld zu zahlenden Preis. Bei Ricardos Freihandelstheorem wird bezeichnenderweise vom Geld nicht gesprochen, sondern es wird stillschweigend von einer Art „Naturaltausch“ ausgegangen, der in keine Beziehung zur Geldsphäre tritt. Diesen „logischen Kniff“ rechtfertigte Ricardo – wie auch die heute noch gängige Standardökonomie – mit der vermeintlichen Gültigkeit des sog. „Sayschen Gesetzes“ und der Idee eines äußerlich auf dem im Kern geldlosen ökonomischen System aufsitzenden „Geldschleiers“. Das „Saysche Gesetz“ geht zurück auf den französischen Ökonomen **Jean-Baptiste Say (1767-1832)** und besagt, dass in einer geschlossenen Volkswirtschaft durch das Geld keine relevanten, störenden Einflüsse auf die ökonomischen Größen ausgehen können. David Ricardo fasste dieses Theorem so zusammen, dass „Produkte stets mit Produkten oder

⁴ David Ricardo (1980): Grundsätze der politischen Ökonomie und der Besteuerung, S. 111.

⁵ MEW 26.3., S. 49.

Diensten gekauft werden; Geld ist nur das Mittel, welches den Austausch bewirkt".⁶ Das Geld – und damit der Tauschwert der Produkte – stellt aus dieser Perspektive lediglich eine entbehrliche, äußere Erleichterung zur Abwicklung der Tauschhandlungen dar. Das Wirtschaftssystem richtet sich aber, so die grundlegende Idee dieser Schule, nur nach „realen“ Daten, also Bedürfnissen und Gebrauchswerten im Privateigentum der Marktteilnehmer ohne Berücksichtigung von Geld und Tauschwerten. Ein allgemeines Gleichgewicht ist damit letztlich automatisch garantiert, denn ohne Geld, so das im Prinzip tautologische Argument, entspricht definitionsgemäß jedem Verkauf ein Kauf und umgekehrt. Es kann dann weder zu viel produziert noch zu wenig konsumiert werden mit den bekannten konjunkturellen Wirkungen, denn der (ebenfalls „reale“) Zinssatz⁷ führt dazu, dass bei Produktionsüberschüssen der Zins steigt (und so Investitionen verteuert, mit dem Effekt, dass das Gesamtangebot fallen kann) und bei unerfüllten Konsumwünschen der Zins fällt (und so Investitionen verbilligt, mit dem Effekt, dass das Gesamtangebot steigen kann). Da das Geld hier nur als technisch neutraler Vermittler zwischen den Marktakteuren, die im Prinzip ihre Preisbeziehungen bereits vor der Berücksichtigung des Geldes austariert haben, auftritt, ändert das Geld rein gar nichts an den Preis- und Kreditbeziehungen der geldlosen Naturaltauschwirtschaft erster Annäherung. Der Deckel passt immer auf den Topf, Angebot und Nachfrage sind immer ausgeglichen bei „freiem Spiel“ der Marktkräfte.

Der Nachteil ist nur, dass diese Theorie in ihrem Wahrheitsgehalt mehr als fragwürdig ist, was ebenfalls schon Marx aufgezeigt hat. Neuere empirische Untersuchungen z.B. des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) zeigen, dass allein für sich genommen die Spartheorie schon falsch bzw. nicht mit realen Beobachtungen vereinbar ist⁸. Das verwundert auch nicht, denn bereits der britische Nationalökonom **John Maynard Keynes (1883-1946)** hat gezeigt, dass individuelles Sparen ganz wesentlich abhängt vom individuellen Einkommen – mit der Höhe des Einkommens steigt logischerweise der zum Sparen frei verfügbare Anteil – und nur in zweiter Linie vom Zinssatz. Was Marx aber darüber hinaus seinerzeit kritisiert hat am Say'schen Gesetz wie an der Freihandelslehre war, dass hier die gesamte Art und Weise der Beschreibung des Produktionsprozesses wie auch der Tauschverhältnisse falsch ist und Geld nicht in seiner entwickelten Form auftaucht, nämlich als Kapital. Unter „Kapital“ ist hier nicht wie im herrschenden neoklassischen Modell einfach nur eine Anzahl von Produktionswerkzeugen zu verstehen, so dass schon in der Steinzeit mit Pfeil und Bogen „kapitalistisch produziert“ wurde. Marx versteht unter „Kapital“ ganz modern und sachgerecht jenen weit verzweigten Investitionsstrom, der die Grundlage aller Produktionsprozesse in kapitalistischen Marktwirtschaften bildet und für dessen Regulierung – also die Leitung der Kapitalströme in die profitträchtigsten Investitionsfelder – es eigene Finanzmärkte gibt. Geld ist nämlich gerade nicht ein neutrales Zwischenglied einer im Prinzip geldlosen Naturwalwirtschaft, sondern ganz im Gegenteil der treibende Motor aller Investitionen, bei denen Geld vorgeschossen werden muss für produktive Prozesse und Geld der Maßstab bei der Bewertung der Ren-

⁶ Ricardo (1980), S. 213.

⁷ Dieser Zinssatz ist definitionsgemäß ein reiner Zins auf Unternehmenskredite, also ein Zins auf den Transfer überschüssiger Ressourcen von Haushalten an Unternehmen – Konsumentenkredite kommen in diesem Zinsmodell nicht vor. Generell geht die Neoklassik davon aus, dass Haushalte überschüssige Ressourcen gegen einen Zins an Unternehmen verleihen, so dass Produktionsprozesse, welche haushaltsintern nicht realisierbar sind, in Unternehmen ausgelagert werden. Die Unternehmen wiederum leihen Produktionsgüter von den Haushalten, so dass sich ein Kreislauf zwischen (Kapital anbietenden und Konsumgüter nachfragenden) Haushalten und (Kapital nachfragenden und Konsumgüter anbietenden) Unternehmen ergibt. Dabei steigt mit dem Zinssatz das Angebot an Produktionsgütern durch die Haushalte, während (kostenbedingt) die Nachfrage der Unternehmen mit steigendem Zinssatz sinkt.

⁸ Im Internet nachzulesen unter http://www.diw-berlin.de/deutsch/97_01_2/30730.html#HDR6

tabilität der Investitionsprojekte ist. Marx sprach in diesem Zusammenhang von der „**Zirkulationsformel des Kapitals**“, denn diese zentrale Bewegung des Geldes als Investitionsstrom vollzieht sich nach einer bestimmten Logik.⁹ Es ist offensichtlich, dass diese Produktionsstruktur sich ganz wesentlich unterscheidet von einer einfachen „Robinson“-Ökonomie oder einem geldlosen Handel mit Überschussprodukten. Ganz im Gegenteil haben wir es heute mit langen, international verflochtenen Produktionsketten rendite-orientierter Unternehmen zu tun, die Geld investieren und Geld von ihren Käufern haben wollen (und selbstverständlich keine Bezahlung in „Naturalien“). Diese Form der Geldströme macht diese Gelder nach Marx zu Kapital, nämlich Geldern auf der Suche nach maximaler Rendite. Mit Robinsons und Freitags beschaulicher Insel hat diese Wirtschaftsweise nichts zu tun, weshalb „Robinsonaden“ oftmals zu falschen Erkenntnissen führen, wenn ihr sehr begrenzter Erklärungswert nicht kritisch bedacht wird. Die Kritik, die Marx an der romantischen Verklärung des modernen Weltmarkts durch Ricardo geübt hat und die bis heute zum Kernbestand der ökonomischen Theorie gehört, kann insofern kaum sinnvoll bestritten werden. Die herrschende Nationalökonomie übt sich deshalb in Ignoranz und scheut die Auseinandersetzung mit Marx.

3. Neben der Marx'schen Kritik am orthodoxen Freihandelstheorem existieren allerdings eine ganze Reihe weitere, sehr durchschlagende Kritiken.

Der Ökonom **Alfons Lemper** vom Bremer Institut für Weltwirtschaft und Internationales Management (IWIM) hat in den siebziger Jahren in einer Reihe Publikationen – z.B. seinem Buch „Handelstheorie als Erfahrungswissenschaft“ aus dem Jahre 1975 – die schwerwiegenden Defizite der modernen Version der Ricardo'schen Freihandelslehre, des sog „**Heckscher-Ohlin-Theorems**“, aufgezeigt.

So geht das Theorem beispielsweise von der wenig sinnvollen Annahme sogenannter „Immobilität der Produktionsfaktoren“ aus. Das heißt, in der Welt von Eli Heckscher und Bertil Ohlin können (wie bei Ricardo) keine Produktionsgüter von England nach Portugal fließen oder umgekehrt, es können nur Konsumgüter getauscht werden. Da ja, wie gesehen, hier vom Geld abgesehen wird, kann auch die gesamte Dynamik geldförmiger Investitionsströme – also der Kapitalströme im Marx'schen Sinne – nicht im Modell abgebildet werden. In der Welt des Freihandelstheorems leben die Menschen also, einfach gesagt, in nichtkapitalistischen Zuständen. Für eine Analyse kapitalistischer Marktbeziehungen ist dies natürlich keine gute Voraussetzung.

Eine weitere Reihe kurioser Annahmen der modernen Freihandelstheorie zu Wachstum, Vollbeschäftigung, Wettbewerb und Technologie zählt Alfons Lemper auf, die sicherlich auch diskussionswürdig sind, die hier aber nicht behandelt werden sollen.

⁹ Die „Zirkulationsformel“ nach Marx lautet: Geld I – Ware I (Produktionsmittel/Arbeitskraft) – Produktion – Ware II – Geld II. Dies bedeutet, dass Investoren Geld („Geld I“) in Produktionsgüter und Lohnarbeit („Ware I“, also Produktionsmittel und Arbeitskraft) investieren, damit Waren (oder auch Dienstleistungen) produzieren lassen und ihre Endprodukte („Ware II“) schließlich mit Gewinn zu verkaufen bemüht sind („Geld II“). Diese Beschreibung des Produktionsprozesses setzt implizit Arbeitsteilung, Privateigentum an Produktionsmitteln, Lohnarbeit, profitorientierte Rationalität der Unternehmen, die prinzipielle Trennung von Arbeitsstätte („Unternehmen“) und Haushalt sowie systemisch bedingtes ökonomisches Wachstum voraus. Die Investitionssumme „Geld I“ kann auch Fremdkapital beinhalten, die daraus entstehenden Zinskosten müssen aus dem Unternehmensgewinn (der aus Geld II minus Geld I, also Erträge minus Kosten besteht), bezahlt werden. Vorkapitalistische Gesellschaften lassen sich nicht über die „Zirkulationsformel“ untersuchen, denn ihnen fehlten wesentliche strukturelle Voraussetzungen für eine universelle Geltung ihres Bewegungsprinzips.

Entscheidend ist, dass Alfons Lemper in seiner Monographie „Handelstheorie als Erfahrungswissenschaft“ zu dem für die gängige Freihandelstheorie vernichtenden Ergebnis kommt, dass sie "auf einem vagen Erfolgsnachweis beruht", der "wie eine Wetterregel" funktioniert. "Als wissenschaftliche Basis einer Handelstheorie aber ist sie nicht brauchbar", so Lemper in seinem Resümee.¹⁰

Die Ökonomen Hansjörg Herr und Michael Heine verweisen ferner in ihrem Lehrbuch „Volkswirtschaftslehre. Paradigmenorientierte Einführung in die Mikro- und Makroökonomie“ aus dem Jahre 1999 darauf, dass die gängige Theorie komparativer Kostenvorteile nicht akzeptabel ist, weil sie das Verhältnis von komparativen Kostenvorteilen zur Ressourcenausstattung der tauschenden Handelspartner falsch bestimmt. Dies deshalb, weil durch den Handel Verteilungsveränderungen bewirkt werden, welche ihrerseits die Ressourcenausstattungen und deren preisförmige Bewertungen verändern und somit die komparativen Kostenvorteile „instabil“ und nicht mehr bestimmbar machen.¹¹ Wenn sich also durch den Warentausch beständig Neubewertungen der genutzten Ressourcen ergeben, aufgrund derer auch die komparativen Kostenvorteile beständig neu taxiert werden, können jene nicht mehr den Warentausch auf der Grundlage einer Bewertung der Ressourcen erklären. „Damit ist auch das Heckscher-Ohlin-Theorem so nicht aufrecht zu erhalten“, so Herr und Heine.¹²

Es zeigt sich also, dass der Freihandels-Enthusiasmus von wissenschaftlicher Seite nicht gerade überzeugend begründet werden kann. Es bestehen ernsthafte Zweifel an den ökonomischen Modellen, die zur Untermauerung der Idee eines Freihandels herangezogen werden. Leider werden diese Modelle nur selten genauer betrachtet, sondern nur ihre oberflächliche Scheinplausibilität erwähnt.

4. Kommen wir nun noch einmal auf die Ausgangsfrage nach Freihandel oder Protektionismus zurück, so muss nun keineswegs ein Ruf nach „Protektionismus“ durchs Land gehen. Dass einfacher

¹⁰ Alfons Lemper (1975): *Handelstheorie als Erfahrungswissenschaft*, S. 126.

¹¹ Die vorherrschende Freihandelstheorie klammert diese Dynamik aus, indem sie mit einer Reihe sog. „Ceteris-Paribus-Klauseln“ arbeitet. Im Rahmen dieser „Ceteris-Paribus-Klauseln“ wird ein System miteinander gekoppelter Faktoren unter der Maßgabe untersucht, dass ein bestimmter Faktor konstant gehalten und die anderen Faktoren variiert werden. So sollen Einblicke bezüglich bestimmter Varianzen in einem Modell miteinander interagierender Faktoren gewonnen werden. In Bezug auf die Freihandelslehre könnte eine solche Ceteris-Paribus-Klausel beispielsweise so lauten, dass unter der Voraussetzung konstanter Preise, Techniken und Verbraucherpräferenzen eine Varianz der produzierten Mengen innerhalb eines Zwei-Länder-Außenhandelsmodells betrachtet wird. Eine solche in erster Näherung unproblematische Untersuchung eines Freihandelssystems wird natürlich in dem Moment erheblich modifiziert, wenn die Ceteris-Paribus-Klausel im Rahmen einer realitätsnäheren Betrachtung aufgehoben wird und somit alle Faktoren dynamisiert werden. Dann führen nämlich Mengenvariationen auch zu Preisveränderungen, damit zu Einkommensveränderungen und dies alles zu einer neuen Bewertung der komparativen Kostensituation usw. Herr und Heine weisen nun im Kern zu Recht darauf hin, dass eine solche Dynamisierung der Theorie zur Realitätsanalyse erstens sinnvoll und notwendig ist und zweitens die Ergebnisse einer solchen Dynamisierung auf eine erhebliche Modifikation der Ergebnisse des Heckscher-Ohlin-Theorems des Freihandels hinauslaufen.

¹² Der Vollständigkeit halber sei auch erwähnt, dass das „Heckscher-Ohlin-Theorem“ auch durch die Ergebnisse der sog. „Cambridge-Cambridge-Debatte“ (die so genannt wird, weil die beiden Hauptzentren der Kontroverse die Ökonomen um Piero Sraffa im englischen Cambridge und die Gruppe um Paul A. Samuelson in Cambridge/Massachusetts in den USA waren) der sechziger Jahre zur Kapitaltheorie widerlegt wurde. Im Rahmen dieser Debatte gelang es einer Reihe Ökonomen um die Keynes-Schüler **Piero Sraffa (1898-1983)** und **Joan Robinson (1903-1983)** nachzuweisen, dass Änderungen von Zinssätzen bzw. Profitraten Auswirkungen auf relative Preise und das Beschäftigungsniveau haben, welche der neoklassischen Standardlehre – welche behauptet, dass mit sinkendem Zinssatz das Investitionsvolumen bzw. die Kapitalintensität steigt (mit dem Beschäftigungsvolumen verhält es sich spiegelbildlich: dieses fällt mit sinkendem Zinssatz) – diametral widersprechen. Besonders der Ökonom Ian Steedman von der Manchester Metropolitan University (in „*Fundamental Issues in Trade Theory*“ aus dem Jahre 1979) hat die Ergebnisse der Cambridge-Cambridge-Debatte Ende der siebziger Jahre auf die neoklassische Außenhandelstheorie angewandt und ihr innere Widersprüche nachgewiesen.

Staatsprotektionismus eine bornierte – wenn auch natürlich nicht in jedem Fall falsche – Maßnahme ist, die zu gesamtgesellschaftlichen „Wohlstandsverlusten“ führen kann, soll nicht bestritten werden.¹³ Genauso wenig taugt aber die gängige Freihandelslehre als brauchbarer Maßstab für wirtschaftspolitisches Handeln. Nicht zuletzt hat Deutschland selbst – als seinerzeit relativ zu England „unterentwickelte“ Nation – im 19. Jahrhundert von einem (aus Sicht der staatlichen Akteure) ökonomisch zielführenden Umgang mit dem Prinzip des Freihandels profitiert. Der deutsche Ökonom **Friedrich List (1789-1846)** hat in seinem Hauptwerk „Das nationale System der politischen Ökonomie“ von 1841 erkannt und begründet, dass der „freie“ Wettbewerb – und damit der freie Handel – zwischen ungleich entwickelten Nationalökonomien zu einer sukzessiven Vergrößerung der Unterschiede und damit einer fortlaufenden Vertiefung der Kluft zwischen „entwickelten“ und „unterentwickelten“ Nationen führen kann. Er konnte dies erkennen, weil List ein dynamisch orientierter Denker war, dem klar war, dass technologische Vorsprünge immer die Tendenz haben, sich zu verstärken, da jene Nationalökonomie, welche bereits fortgeschrittener ist, andere Hebel zu Verfügung hat zur Generierung weiteren Fortschritts als eine vergleichsweise weniger entwickelte. Der eher an praktischer Wirksamkeit und Relevanz statt theoretischer Tiefgründigkeit orientierte Pragmatiker List sah es deshalb als notwendig an, dass ein weniger entwickeltes Land gezielt erfolgreiche Strategien imitieren, staatliche Entwicklungsförderung zur Verbesserung von Infrastruktur und Bildung betreiben und seine im Aufbau befindlichen Schlüsselindustrien schützen sollte. Freier Handel sei erst dann sinnvoll und legitim, wenn annähernd gleiche Voraussetzungen zwischen den im Wettbewerb befindlichen Nationalökonomien hergestellt sein sollten. Nicht umsonst orientierte sich beispielsweise der Deutsche Zollverein – der 1833 gegründet wurde als ökonomischer Koordinationsmechanismus für die Staaten des Deutschen Bundes – wesentlich und mit Erfolg an den Konzepten Friedrich Lists. In der Praxis war also für Deutschland der systematische Verstoß gegen die Dogmen der Freihandelslehre bereits im 19. Jahrhundert ein ökonomischer Erfolg im Sinne eines kapitalistischen Entwicklungsschubs bzw. einer Erhöhung der nationalen „Konkurrenzfähigkeit“.

5. Gerade die am meisten dem Freihandelsideal entsprechenden Märkte, nämlich die globalisierten Finanzmärkte, sind im Rahmen der Finanzkrise ab 2007 brutal „entzaubert“ worden. Auch der Versuch wirtschaftsliberaler Politiker und Ökonomen, diese Krise einem „Staatsversagen“ anzulasten, kann nur als unredlich und ideologisch motiviert bezeichnet werden. Als Argumente werden hier immer die mangelhafte staatliche Aufsicht und die Politik des „billigen Geldes“ der US-Notenbank „Fed“ angeführt. Ersteres Argument ist schlichtweg heuchlerisch, weil liberale Politiker stets für den Abbau staatlicher Kontrollen als Hemmnisse für die „Entfaltung der Marktkräfte“ plädiert haben.¹⁴ Das zweite Argument ist unredlich, weil eine Politik hoher Zinsen zwar in der Tat eine bestimmte Form der Bildung von Finanzblasen bremst, aber dafür die Konjunktur abwürgt – hohe Zinsen machen die Kreditaufnahme unattraktiv und führen so tendenziell zur Kontraktion von Märkten – und

¹³ Freilich sind aggregierte „Wohlstandsverluste“ (bzw. –gewinne) innerhalb eines nationalstaatlichen Verwertungsraumes immer genauer zu betrachten nach der Verteilung der Verluste zwischen den ökonomischen Akteuren. Wenn die Ärmsten der Armen gewinnen und ein paar Reiche auf ihren zwölften Roll Royce verzichten müssen kann dieser aggregierte „Wohlstandsverlust“ wohl verkraftet werden.

¹⁴ Eine andere, genau umgekehrte, Version war die, nach welcher der sog. „Community Reinvestment Act“ (CRA), also ein US-Bundesgesetz, welches die Praxis der Banken, Kredite ausschließlich an wohlhabende Bevölkerungskreise zu vergeben einschränkte, wesentlich für die Finanzkrise verantwortlich sei. Dummerweise haben aber detaillierte empirische Forschungen klar zutage gefördert, dass erstens nur ein sehr kleiner Teil der prekären Kredite unter den CRA fielen und zweitens jene Kreditinstitute, die konsequent den Regeln des CRA unterlagen weniger Kreditausfälle zu beklagen hatten als die nicht regulierten Banken (s. hierzu den sehr instruktiven „wikipedia“-Eintrag unter https://de.wikipedia.org/wiki/Community_Reinvestment_Act)

deflationäre Gefahren mit sich bringt. Außerdem können sich bei hohen Zinsen ebenfalls spekulative Blasen bilden, denn bei hohen Zinssätzen geht die Nachfrage nach Krediten zurück und die verzwweifelt nach Schuldnern suchenden Anleger steigen dann ein in preistreibende Verknappungsblasen – hier wird dann, statt produktiv zu investieren, ein Rohstoff wie Gold, Getreide oder auch Immobilien so intensiv nachgefragt, dass sein Preis horrend ansteigt und eine partielle Inflation dieses speziellen Gutes oder Güterbündels bewirkt.¹⁵ Die der Fed vorgeworfene Förderung von Spekulationsblasen verlagert sich dann einfach auf Rohstoff- und Immobilienmärkte. Der spekulative Prozess vollzieht sich hier auch nicht aufgrund der böartigen Habgier skrupelloser Spekulanten,¹⁶ sondern weil der Verwertungsprozess des Kapitals insgesamt stockt und der immer riskantere Run auf Spekulationsobjekte die reale Entwertung des Kapitals lediglich verzögert.¹⁷ Der Aufbau dessen, was Marx „fiktives Kapital“ genannt hatte, ist die dem Kapitalismus immanente Fluchtbewegung in der Krise. Mittels einer systematischen Transformation der Kapitalverwertung in eine fiktive Veranstaltung, in deren Verlauf die partielle Inflationierung bestimmter Wertträger eine erfolgreiche Einlösung von Gewinnerwartungen simuliert, wird der Zusammenbruch der kapitalistischen Selbstzweckbewegung – die da lautet: mache aus Geld mehr Geld und minimiere dabei die betriebswirtschaftlichen Kosten und maximiere den betriebswirtschaftlichen Gewinn – hinausgeschoben.¹⁸ Dieser Prozess der Ent-Substanzialisierung des Kapitals bricht immer notwendigerweise in sich zusammen, kann jedoch für einen bestimmten Zeitraum aufrechterhalten und stabilisiert werden, da die innere Substanz des Kapitals, die in produktiv vernutzter Arbeitskraft liegt, nur vermittelt über ihre alltäglichen Erscheinungsformen wirklichkeitswirksam wird. Die herrschenden Wirtschaftswissenschaften, die allesamt – von Ludwig von Mises bis John Maynard Keynes, von Silvio Gesell bis Milton Friedman – den ökonomischen Gegenstand ohne Reflexion auf die in den ökonomischen Kategorien wirksamen gesellschaftlichen Verhältnisse modellieren, haben sich hierbei eine Reihe absurder bis tragikomischer Regulationsverfahren einfallen lassen, um den vermeintlich „re-

¹⁵ Es findet hier also eine Verlagerung der Inflation weg von der unmittelbaren Geldmenge und hin zu einem spekulativ inflationierten Gut bzw. Güterbündel statt. Die deflationäre Begrenzung des allgemeinen Preisanstiegs oder die Begrenzung der Geldmenge fördern diese Blasenbildung auf einem Teilmarkt natürlich aktiv, denn so wird trotz der mit der Deflation einhergehenden Stockung der kapitalistischen Reproduktion ein Ausweg in über reine Verknappungsprozesse generierte Investitionsfelder geboten

¹⁶ Diese Habgier wird bezeichnenderweise im wirtschaftlichen Aufschwung immer als Motor unternehmerischer Produktivität und Kreativität gefeiert – frei nach der alten, liberalen Lehre, dass individuelle Laster sich gut kapitalistisch als öffentliche Tugenden erweisen – und in der Krise verfemt und verteufelt.

¹⁷ Zur Krise des Kapitalismus und dem Scheitern der Ökonomen an ihrer rationalen Erklärung s. meine Texte „Wertkritik als Gesellschaftskritik“ (online verfügbar unter <http://www.kritiknetz.de/images/stories/texte/Wertkritik%20als%20Gesellschaftskritik-%20in%20memoriam%20R.%20Kurz.pdf>), „Vulgar Economics 2014“ (online verfügbar unter http://www.kritiknetz.de/images/stories/texte/Buettner_Kritik_an_Stefan_Frank.pdf) und „Kritik der herrschenden ökonomischen Lehre. Der ökonomiekritische Diskurs des Cambridge-Ökonomen Piero Sraffa“ (online verfügbar unter <http://www.prokla.de/wp/wp-content/uploads/2011/Prokla164.pdf> ab Seite 11).

¹⁸ Der irisch-mexikanische Politikwissenschaftler John Holloway spricht deshalb auch davon, dass „der Kapitalismus zunehmend fiktiver, zunehmend zu einer Scheinwelt wird: die Arbeiter machen glauben, dass ihr Einkommen größer ist, als es tatsächlich ist; die Kapitalisten machen glauben, dass ihre Unternehmen profitabel sind; die Banken machen glauben, dass ihre Schuldner finanziell gesund sind. Alle machen glauben, dass es zu einer höheren Mehrwertproduktion kommt, als es tatsächlich der Fall ist. Alle machen glauben, dass es eine verschärfte Unterordnung der Arbeit, eine verschärfte Unterordnung des Lebens unter das Kapital gibt, als es tatsächlich der Fall ist. (...) Auf eine eigentümliche, fetischisierte Weise drückt die Ausweitung des Kredits die explosive Kraft des Konjunktivs aus, das Verlangen nach einer anderen Gesellschaft“ („Die Welt verändern ohne die Macht zu übernehmen, 2002, S. 224).

alwirtschaftlich“ krisenfreien Kapitalismus über monetäre Steuerungstechniken (man könnte auch einfach von „Geldpolitik“ reden) von seinen zyklischen Krisen zu befreien.¹⁹

6. Die Diskussion über Freihandel lässt sich also nicht führen ohne über gesellschaftliche Strukturen, ökonomische Kategorien und erfahrungswissenschaftliche Wirklichkeitsbezüge zu sprechen. Die gängige, an Ricardo und Say orientierte Freihandelslehre ist, wie gezeigt, wenig überzeugend, denn sie krankt daran, dass sie ihren Erkenntnisgegenstand rundweg verfehlt. Sie basiert auf wenig erkenntnisfördernden Robinsonaden, einer falschen Grundvorstellung entwickelter, Waren produzierender Gesellschaften und nicht akzeptablen, nur äußerst selten explizit thematisierten Voraussetzungen der eigenen Modellarchitektur. Sie ist also theoretisch nicht überzeugend und praktisch nicht sehr hilfreich. Insofern sollte etwas Besseres und Nützlicheres an ihre Stelle treten, denn ihr ideologischer Gehalt allein – als Rechtfertigungslehre für Deregulierung und Privatisierung – kann nicht Begründung genug sein für ihre fortwährende Existenz.

]

¹⁹ Der marxistische Ökonom Robert Kurz („Das Weltkapital“, 2005, S. 222/223) hat den Zusammenhang zwischen mikroökonomischer Rationalität, gesamtgesellschaftlicher Reproduktion des Kapitals und der systematischen Fehlleistung der herrschenden ökonomischen Theorie folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „Die gesellschaftliche innere Schranke der Verwertung wird nie betriebswirtschaftlich/einzelbetrieblich erreicht, sondern immer gesamtkapitalistisch, von wo aus sie dann auf die einzelnen Unternehmen zurückschlägt (empirisch als Häufung von Bankrott über das normale Maß hinaus bis zum Stillstand der gesellschaftlichen Reproduktion überhaupt). Solange sich die Krise nicht als Schranke der gesamtgesellschaftlichen Reproduktion manifestiert, kann der ganze Prozess daher auf Relationen von Gewinnern und Verlierern verkürzt betrachtet werden, wie es ja im Globalisierungsdiskurs weitgehend geschieht“

Literaturverzeichnis

[Literatur]